

konnte sie beinahe glauben, dass alles noch so war wie früher. Sie konnte die Blumen im Garten hinter der Veranda blühen sehen und beobachten, wie sich Gewitterwolken über den Bergspitzen zusammenzogen. Von Anfang an war dieser Raum ihre Zuflucht gewesen, ihr Allerheiligstes, der einzige Platz auf der Welt, wo sie sich lebendig fühlte und ganz und ...

Sie konnte das Wort kaum denken: *normal*. Seit Jahren schon war nichts mehr normal. Und nun, da sie vor der unausweichlichen Rückeroberung ihrer Seele stand, war Cecilia gezwungen, über das nachzudenken, was hätte sein können, wenn sie nur schon vor Jahren die Kraft gehabt hätte, zu ihrem Mann Nein zu sagen. Nein zu seinen hochtrabenden Träumen, seinem Ehrgeiz. Nein zu seiner Vorstellung, wie ihr Leben zu verlaufen habe. Nein zu – na ja, zu einer ganzen Reihe von Dingen.

Aber niemand, nicht einmal seine Frau, sagte Nein zu Duncan McAlister. Als er vor

dreißig Jahren dieses Haus gebaut hatte, hatte er behauptet, es für sie zu tun, als liebevoller Ehemann, der der geliebten Frau ein prächtiges Heim schaffen wollte.

Aber schon damals hatte sie die Wahrheit gekannt, so wie sie sie heute kannte. Dieses Haus war nie für sie gebaut worden. Es war Duncan McAlisters berdimensionales Anschlagbrett, auf dem er für alle Menschen in seiner Vergangenheit, die ihn einen Niemand genannt hatten, einen Taugenichts, Sohn eines Alkoholikers und gewalttätigen Vaters, in großen Buchstaben geschrieben hatte: »Ich habe es euch doch gesagt.«

Nun, er hatte es tatsächlich geschafft. Er war reich. Er war jemand. Ein Immobilienmogul. Bürgermeister einer der ersten zehn Kleinstädte Amerikas. Eine Ikone. Ein Idol. Man sprach sogar davon, ihm auf dem Marktplatz ein Denkmal zu errichten.

Mein Mann hat sich bewiesen, überlegte

Cecilia. Aber was war aus dem Mann geworden, den sie geheiratet hatte, dem sanften, verletzbaren, mitfühlenden Jungen, der sie in ihren Erinnerungen verfolgte? Hatte er tatsächlich existiert oder war er nur ein Produkt ihrer Phantasie gewesen, ein Wunschdenken?

Sie schob die Frage beiseite. Ihr blieb nicht mehr genügend Zeit oder genügend Energie, um alle Fragen des Lebens zu beantworten. Man konnte nicht an jedem losen Faden ziehen, sonst würde sich alles auflösen.

Der Tod hatte die Angewohnheit, das Leben in den Mittelpunkt zu rücken, nebensächliche Sorgen herauszudestillieren und einen mit der reinen und unverschleierte Wahrheit zurückzulassen. Eine Wahrheit, die ausgesprochen werden musste – jetzt, schnell, solange noch Zeit war.

Eine Zeile von Keats ging ihr durch den von Tabletten vernebelten Sinn: *Die Wahrheit ist*

Schönheit; Schönheit, Wahrheit ...

Cecilia schüttelte den Kopf. Solche Gedichte klangen hochtrabend und edel, aber bis man nicht alles andere beiseite geschoben hatte und mit nichts anderem als keuchenden Atemzügen in einer Welt von Schmerz zurückgeblieben war, konnte man sich nicht einmal vorstellen, wie ungeheuer hässlich die Realität sein konnte.

Die Wahrheit machte vielleicht frei, aber zuerst würde sie einen durch die Hölle führen.

Die Träumerin

Ein schmaler Streifen Sonnenlicht bohrte sich durch den Schlitz zwischen den geschlossenen Vorhängen und fiel auf Diedre McAlisters linkes Auge. Stöhnend legte sie einen Arm über ihr Gesicht, aber es half nicht. Der Sonnenstrahl ging durch sie hindurch, bis sie das Gewirr der Blutgefäße sehen konnte, die sich am dünnen Fleisch ihrer Augenlider abzeichneten.

Sie drehte sich zur Wand und zog die Decke höher. Es hatte keinen Zweck. Der Schlaf bot ihr vielleicht ein paar gesegnete Stunden der Erholung, ein willkommenes Vergessen, aber jeder Morgen brachte den Schmerz erneut mit sich. Pflicht. Sorge. Verantwortung. Eine Mutter, die langsam an dem zornigen Wüten des Tumors in ihrem Körper zu Grunde ging. Allgegenwärtige Erinnerungsstücke an die